

Einsamkeit in der "Informationsgesellschaft"

Döring, Nicola

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Döring, N. (1997). Einsamkeit in der "Informationsgesellschaft". *ZUMA Nachrichten*, 21(40), 36-51. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-208430>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

EINSAMKEIT IN DER "INFORMATIONSGESELLSCHAFT"

NICOLA DÖRING

Oft hört man Klagen, daß die Einsamkeit in unserer von Medien bestimmten Informationsgesellschaft immer mehr um sich greift. Neben dieser populären Theorie eines modernisierungs- und medienbedingten Beziehungs-Zerfalls existieren jedoch noch andere Veränderungsmodelle, die von *Liberalisierung*, *Ambivalenz* oder *Polarisierung* ausgehen. Der vorliegende Beitrag stellt die Modelle vor und widmet sich dabei insbesondere den Konzepten "Einsamkeit" und "Informationsgesellschaft". Ausgewählte Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage von EMNID werden referiert; sie belegen Polarisierungs-Effekte.

It is often claimed that people in our media-dominated information society suffer from loneliness. Alongside this view of social disintegration as linked to modernisation and media use, other explanations of change take as their starting points *liberalisation*, *ambivalence* or *polarisation*. The paper outlines these various models, focusing in particular on the concepts of loneliness and the information society. Selected findings are presented from a nationally representative survey conducted by EMNID which point to polarisation effects.

1. Einleitung

"Fremde Welten rücken mit Hilfe der Massenmedien und modernen Kommunikationsmittel ganz nah, während gleichzeitig der Nachbar wie der Bewohner einer fremden Welt immer ferner rückt" (Opaschowski 1994: 182). 40 Prozent der Deutschen über 14 Jahre waren 1995 mittel oder stark davon überzeugt, daß moderne Informations- und Kommunikationsmedien persönliche Kontakte verdrängen¹⁾. Tatsächlich ist bei manchen Dienstleistungen die Mensch-Maschine-Interaktion an die Stelle zwischenmenschlicher Interaktion getreten: Mittlerweile nutzen 35 Prozent der Deutschen überwiegend und 21 Prozent gelegentlich Geldautomaten, statt an den Schalter zu gehen. Immer häufiger lassen sich Personen durch Anrufbeantworter vertreten - dabei findet es jeder zweite Deutsche unangenehm, auf Band zu sprechen. Wenn 41 Prozent der 14- bis 34jährigen

1995 die Auffassung vertraten, daß "Vereinsamung im Multimedia-Zeitalter zunimmt" (Opaschowski 1995: 47), mögen sie dabei an die Konfrontation mit immer mehr technischen Geräten und an ihre aversiven Medienerlebnisse denken. Vereinsamungs-Sorgen trifft man auch in der Fachliteratur an. Sie sind aus der Fernsehwirkungs-Debatte bekannt, prägen seit gut zehn Jahren die Verkabelungs- bzw. Vernetzungs-Kritik (z.B. Eurich 1983; Mettler-von Meibom 1994; Volpert 1987) und gewinnen in den 90er Jahren angesichts der Verbreitung globaler Datennetze mit ihrer Vielfalt an Diensten neue Brisanz: Sah man gestern noch den *verkabelten Menschen* im Bann von Btx-Seiten ein Einsiedler-Leben zu Hause am Bildschirm zwischen Homebanking und Teleshopping, Fernlernen und Telearbeit, Computerspiel und Kabelfernsehen führen, so stellt man sich den *Datenreisenden*²⁾ von morgen im Sog virtueller Realitäten vor, die perfekte Konkurrenzmodelle zur Wirklichkeit liefern und damit der Realitätsflucht und dem Rückzug aus realen sozialen Beziehungen Vorschub leisten.

Aber befinden wir uns wirklich auf dem Weg in die Vereinsamung? Und inwiefern tragen Informations- und Kommunikationstechniken zu dieser Fehlentwicklung bei?

2. Beziehungsveränderungen in der Moderne

Gesellschaftliche Modernisierung steht seit Beginn der Soziologie im Verdacht, soziale Gemeinschaften zu zerstören, Isolation und Einsamkeit zu fördern (Diewald 1991: 19). Neben dieser populären Theorie des Beziehungszerfalls existieren jedoch noch andere Modelle modernisierungsbedingter Beziehungsveränderungen, die nicht pauschal von wachsender Vereinsamung ausgehen.

Als charakteristisches Merkmal *moderner Gesellschaften* wird übereinstimmend die *funktionale Differenzierung* genannt (Rucht 1994: 52f.). Darunter versteht man die Ausdifferenzierung einer vormals religiös integrierten Handlungs- und Vorstellungswelt in räumlich und sozial getrennte gesellschaftliche Teilsysteme mit je eigenen Handlungs- und Kommunikationsstrukturen. Hierbei sind die modernen Produktions-, Informations- und Kommunikationstechnologien sowie die fortschreitende Arbeitsteilung ausschlaggebend. Mit der Abwendung von Tradition und Religion als universellen und bindenden Handlungsanleitungen (Säkularisierung) zugunsten einer Abwicklung von Aufgaben gemäß bestimmten Funktions- und Leistungskriterien (Rationalisierung) geht die Autonomisierung der gesellschaftlichen Sphären einher: Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kirche koppeln sich voneinander ab (gleichzeitig kommt es aber auch zu *Ent-Differenzierungen*; z.B. Verflechtungen zwischen Wirtschaft und Politik). Eine vor allem an Ausbildung und Beruf, aber auch an Lebensstilen orientierte vertikale und horizontale Gliederung der Sozialstruktur ist für moderne Gesellschaften typisch. Angesichts zunehmender

Differenzierung und Komplexität wird gesellschaftliche Integration (Koordination und Vermittlung der einzelnen Funktionen und Systeme) zur Herausforderung.

Funktionale Differenzierung auf der Makroebene ist auf der Mikroebene des Individuums verbunden mit wachsender Ich-Zentrierung bzw. *Individualisierung* (Beck/Beck-Gernsheim 1994): In dem Maße, in dem traditionale und transzendente Vorgaben der Lebensgestaltung disponibel werden, sind wir gezwungen, eigene Maßstäbe für Weltdeutung und Sinn zu finden und (innerhalb mehr oder weniger enger Grenzen) persönliche Entscheidungen zu treffen. Mit der Individualisierung geht somit eine *Pluralisierung* der Weltbilder und Lebensformen einher. Welche Konsequenzen hat das für die privaten zwischenmenschlichen Beziehungen? Kommt es zum Zerfall oder zur Liberalisierung? Sind die sozialen Verhältnisse durch Ambivalenz oder Polarisierung gekennzeichnet?

2.1 Das Zerfalls-Modell

Im Zerfalls-Modell wird der Übergang von der Agrargesellschaft zur modernen Industriegesellschaft als erster Schritt in Richtung Vereinzelung gedeutet: An die Stelle der lokal verwurzelten Großfamilie trat die in der Stadt lebende isolierte Kleinfamilie; ein lockeres, unverbindliches Bekanntnetz ersetzte die vormals stabilen Bindungen in Verwandtschaft, Nachbarschaft und Gemeinde. Der seit den 60er Jahren diskutierte und wohl teilweise auch vollzogene Übergang von der "modernen Industriegesellschaft" zur "postmodernen Industriegesellschaft" oder "Informationsgesellschaft" gilt als zweiter Vereinzelungsschub: die *Kleinfamilie* als letzter Rückzugsort in der anonymen Massengesellschaft ist nicht länger das verbindliche Lebensmodell, sondern reiht sich in eine Fülle von Haushalts- und Familienformen ein (postmoderne Pluralität). Die fortschreitende Informatisierung (elektronische Erfassung und Verarbeitung von Daten) bringt nach der weitgehenden Automatisierung der Handarbeit nun auch einen Wandel der Kopfarbeit. Berufsbilder verändern sich, Märkte werden global und Arbeitnehmerinnen mit immer höheren Anforderungen an ihre Qualifikation, Flexibilität und Mobilität konfrontiert. *Alternative Lebensformen* (Singles, nichteheliche Lebensgemeinschaften, Einelternfamilien usw.) sind Resultat von Selbstverwirklichungs-Ansprüchen und Arbeitsmarkt-Zwängen; sie lassen grundlegende Bedürfnisse nach Sicherheit, Geborgenheit und Orientierung oft unbefriedigt. Extensive Mediennutzung ist eine Reaktion auf Beziehungsverluste und isoliertes Wohnen: Allein am Telefon, Fernseher, Faxgerät und vernetzten Computer, in sicherer Distanz zum Nächsten, lassen sich rund um die Uhr technikvermittelte Kontakte mit Menschen aus aller Welt herstellen und ebenso schnell wie konsequenzenlos wieder abbrechen. Solcher "Kommunikations-Konsum" kann zwar kurzfristig von innerer Leere und Einsamkeit

ablenken, verhindert langfristig aber meist die konstruktive Auseinandersetzung mit unerfüllten Nähe-Wünschen (Mettler-von Meibom 1996).

2.2 Das Liberalisierungs-Modell

Zu einer gänzlich anderen Einschätzung kommt das Liberalisierungs-Modell, das die Bindung des vormodernen Menschen an Dorfgemeinschaft und Blutsverwandtschaft weniger als glückliche Welt der Geborgenheit und Sicherheit interpretiert, sondern eher als Abhängigkeit von gefühlsarmen und rigiden Zweck- und Notgemeinschaften (Diewald 1991: 19ff.). Sich Freundinnen und Partner nach Maßgabe gegenseitiger Zuneigung, Liebe und Gemeinsamkeit auszusuchen und soziale Beziehungen auch über geographische Distanzen hinweg zu pflegen, wie es Verkehrs- und Telekommunikationswesen erlauben, ist somit aus Sicht des Liberalisierungs-Modells als Zuwachs an *Handlungsspielräumen* und Schritt in Richtung von mehr (Mit)Menschlichkeit zu sehen (Negroponte 1995). Ein breites Medienspektrum ermöglicht es, großräumige soziale Netzwerke zu etablieren und zu intensivieren, neue Kontakte zu knüpfen und die bestehenden Beziehungen in je spezifischer Weise gemäß den Bedürfnissen der Beteiligten auszugestalten. Wenn wir nicht nur Face-to-Face, sondern auch medial vermittelt mit anderen Menschen kommunizieren und interagieren, variieren wir beispielsweise Gefühlsausdruck, Selbstoffenbarung, Einflußnahme und Kontrolle und lernen einander so besser kennen.

2.3 Das Ambivalenz-Modell

Für Zerfalls-These und Liberalisierungs-Gegenthese werden zwei Formen der Synthese formuliert: Ambivalenz und Polarisierung. Aus der Perspektive des Ambivalenz-Modells sind Beziehungsveränderungen in der (Post)Moderne weder einseitig positiv (Liberalisierung) noch einseitig negativ (Zerfall) zu sehen, sondern erscheinen vielmehr als dialektische Mischung neuer *Glücksoptionen* und *Unglücksrisiken*. Die Möglichkeit, Beziehungspartnerinnen selbst zu wählen, schafft gleichzeitig den Druck, für andere stets interessant und attraktiv zu sein, weil soziale Integration an die eigene Leistung gekoppelt und nicht einfach durch lokale Nähe "da ist". Dem Glück, gute Freunde und den richtigen Partner bzw. die richtige Partnerin zu finden, stehen dramatische Beziehungsabbrüche, Phasen des Alleinseins und das permanente Trennungsrisiko gegenüber. Mit der Chance, per Telefon für Freunde und Verwandte stets erreichbar zu sein und sich mit ihnen in anderer (manchmal intimerer) Weise auszutauschen als beim persönlichen Treffen, gehen Gefahren der Kontaktvermeidung oder der Störung der Privatsphäre einher. Im Gegensatz zur kulturkritischen Position des Zerfalls-Modells und der fortschrittsgläubigen Haltung des Liberalisierungs-Modells kommt das

Ambivalenz-Modell zu einer ausgeglichenen Beurteilung von Modernisierungsprozessen und medienbedingten Beziehungsveränderungen (Münch 1991).

2.4 Das Polarisierungs-Modell

Das Polarisierungs-Modell dagegen geht nicht davon aus, daß wir alle gleichermaßen die Vor- und Nachteile der modernen Lebensweise und Kommunikationsverhältnisse zu spüren bekommen, sondern daß es vielmehr *Modernisierungs-Gewinner* und *Modernisierungs-Verlierer* gibt. Auf der Verlierer-Seite stehen die unterprivilegierten Bevölkerungsgruppen, denen es ungleich schwerer fällt, Alternativen zur alten Ordnung der geschlossenen Familien-, Nachbarschafts-, Religions- und Standesgemeinschaften zu finden und kompetent mit Medien umzugehen. Beides erhöht ihre Vulnerabilität für Isolation und Einsamkeit. Medienabstinenz kann schließlich nicht nur Informations-, sondern auch Kommunikationsarmut bedeuten (Döring 1996a, 1996b).

3. Einsamkeit in Deutschland

Gemäß dem Zerfalls-Modell wäre mit einer Zunahme, gemäß dem Liberalisierungs-Modell mit einer Abnahme von Isolation und Einsamkeit in Deutschland über die letzten Jahrzehnte hinweg zu rechnen. Das Ambivalenz-Modell prognostiziert keine Veränderungen in der Einsamkeitsprävalenz, während das Polarisierungs-Modell differentielle Zu- und Abnahmen der Einsamkeitsbelastung in unterschiedlich privilegierten Bevölkerungsgruppen nahelegt. Alle vier Modelle treffen zudem ganz unterschiedliche Aussagen darüber, welche Funktionen und Folgen private Mediennutzung im Hinblick auf die sozialen Beziehungen hat.

3.1 Definition von Einsamkeit

Einsamkeit ist ein äußerst unangenehmer *subjektiver* Zustand innerer Vereinzelung und Verlassenheit. Wer einsam ist, fühlt sich vom sozialen Leben ausgeschlossen und abgeschnitten, sehnt sich nach Verständnis, Geborgenheit und menschlicher Nähe (Elbing 1991). Vorübergehende *Einsamkeitsstimmungen* treten im Alltag in Situationen auf, in denen existentielle Fragen virulent werden (z.B. bei Erkrankung, vor schwierigen Entscheidungen oder wenn Langeweile und Untätigkeit plötzliche Selbstkonfrontation bewirken). Auch im Zusammenhang mit kritischen Lebensereignissen wie Umzug, Trennung oder Tod von Angehörigen sind Phasen intensiver *reaktiver* Einsamkeit "normal", allerdings nicht immer ohne professionelle Hilfe zu bewältigen. Besonders problematisch wird Einsamkeit, wenn sie über Monate und Jahre hinweg das Befinden prägt, quasi zum Persönlichkeitsmerkmal *chronifiziert*.

Im Unterschied zur Einsamkeit wird *soziale Isolation* verstanden als *objektiv* beobachtbarer Zustand mangelnder sozialer Integration. Wer sozial isoliert ist, hat ein in quantitativer und/oder qualitativer Hinsicht unterdurchschnittliches soziales Netzwerk (z.B. einen sehr kleinen Freundeskreis, keine Partnerschaft). Gemäß dem *kognitiven Diskrepanzmodell* entstehen Einsamkeitsgefühle, wenn die realisierte soziale Integration nicht den subjektiven Standards und Bedürfnissen entspricht und diese Diskrepanz auf stabile, unkontrollierbare Ursachen attribuiert wird (Peplau/Miceli/Morasch 1982). So ist etwa ein kleiner Freundeskreis nur dann einsamkeitskritisch, wenn die betreffende Person gerne mehr Freundschaften hätte, die Realisierung des Wunsches jedoch für aussichtslos hält. Qualitative Beziehungsmängel (fehlendes Verständnis, Kommunikationsprobleme etc.) sind oftmals mit intensiveren Einsamkeitsgefühlen verbunden (Einsamkeit zu zweit) als wirkliches Alleinsein. So kommt es, daß Einsame sich teilweise mehr, teilweise aber auch weniger Kontakte wünschen (z.B. zur Verwandtschaft). Für die Deutschen sind 1995 folgende Verhältnisse festzustellen (Rangkorrelationen): Einsamkeit ist intensiver, wenn man wenig gute Freunde ($r=-.15$), keine Partnerschaft ($r=-.18$) und nicht viele tägliche Gesprächspartner ($r=-.21$) hat - vor allem aber, wenn man seine Kontakte als oberflächlich und unbefriedigend erlebt ($r=-.38$).

Neben interpersonalen Beziehungsdefiziten sind mangelnde Integration in die Gesellschaft (Marginalisierung, Diskriminierung) sowie intrapersonale Konflikte (Selbstentfremdung) einsamkeitskritisch, wobei weniger von Ursache-Wirkungs-Relationen als vielmehr von komplexen Wechselwirkungen auszugehen ist (z.B. kann ein negatives Selbstkonzept Ursache, Verstärker, Symptom oder Folge von Einsamkeit sein). Wer einsam ist, fühlt sich von der Gesellschaft im Stich gelassen ($r=-.50$) und empfindet innere Leere ($r=-.65$). Zur Messung von Einsamkeit werden üblicherweise einfache *Selbstratings* oder (seit den 80er Jahren) *psychometrische Fragebögen* eingesetzt. Letztere umschreiben Einsamkeitsempfindungen, ohne "Einsamkeit" direkt anzusprechen und senken damit die Tendenz zu sozial erwünschtem Antworten. So umfaßt etwa die UCLA Loneliness Scale Items wie "Es gibt Menschen, die mich wirklich verstehen", "Ich fühle mich von den anderen Menschen isoliert", "Ich bin zu viel allein" und "Ich habe genug Gesellschaft" (vgl. Döring/Bortz 1993a). Diese 4-Item-Kurzversion der UCLA LS korreliert mit dem Einsamkeits-Selbstrating zu $r=.65$. Insgesamt ist zu konstatieren, daß Einsamkeitsempfindungen und Maße der sozialen Isolation schwach bis mittelhoch korrelieren. Es ist also sinnvoll, beide Konzepte zu trennen. Am Einsamkeitsgeschehen sind offenbar weitere, bislang nicht identifizierte bzw. per direkter Befragung schwer zugängliche Faktoren beteiligt (z.B. biographische Erlebnisse, Bindungsstrukturen in der Herkunftsfamilie).

3.2 Verbreitung von Einsamkeit

"Einsamkeit bezeichnet eine Gefühlslage, die in unserer Gesellschaft geradezu epidemisch zunimmt. An der Oberfläche nicht unbedingt sichtbar, führt sie eine Existenz, die in therapeutischen Praxen oder in Einrichtungen wie der Telefonseelsorge brennpunktartig nach außen tritt" (Mettler-von Meibom 1996: 61). Daß es in Anrufen bei der Telefonseelsorge meist um Einsamkeitsprobleme geht, muß jedoch nicht unbedingt bedeuten, daß Einsamkeit wächst, sondern könnte auch daran liegen, daß einsamkeitsbelastete Personen in stärkerem Maße öffentliche Anlaufstellen finden und so erst Gelegenheit erhalten, ihre Probleme anzusprechen. Zudem sorgt die (mit der Individualisierung einhergehende) verstärkte Selbstreflexion dafür, daß psychische Beeinträchtigungen individuell und kollektiv ernster genommen werden. Gleichzeitig mag aber auch die Zahl extrem isolierter Personen steigen, die tatsächlich keinerlei Ansprechpartner in ihrem Umfeld vorfinden.

Um die Verbreitung von Einsamkeit in Deutschland einzuschätzen, kann man auf die Selbstrating-Daten mehrerer repräsentativer Bevölkerungsumfragen zurückgreifen. Die vom Institut für Demoskopie Allensbach (Noelle-Neumann/Köcher 1993: 32), vom Wissenschaftszentrum Berlin WZB (Landua/Spellerberg/Habich 1991: 23) sowie von EMNID (1992: 82) publizierten Befunde zeigen, daß sich gut 5 Prozent der Westdeutschen oft einsam fühlen und daß diese Gruppe der Einsamkeitsbelasteten in den letzten 25 Jahren nicht angewachsen ist³⁾ (s. Tabelle 1). Auch die *sozialen Netzwerke* scheinen sich qualitativ und quantitativ insgesamt eher verbessert zu haben (z.B. Gensicke 1994; Klages 1994; Noelle-Neumann/Köcher 1993: 81, 86, 303; Stiehr 1992; Vester 1991). Für die *neuen Bundesländer* liegen erst seit 1990 Befragungsdaten zur Einsamkeit vor; sie dokumentieren kurz nach der Wende eine stärkere Einsamkeitsbelastung als in Westdeutschland. Insgesamt ist die Datenlage jedoch uneinheitlich und eine Ost-West-Angleichung zu erwarten (vgl. Döring/Bortz 1993b).

Tabelle 1: Einsamkeit in West- und Ost-Deutschland (Zeilenprozente)

	<i>"Ich fühle mich einsam"</i>				
	oft	manchmal	selten	nie	
1949	19	26	10	45	Allensbach
1963	12	19	11	58	Allensbach
1973	7	22	20	51	Allensbach
1978	8	10	22	61	WZB
1980	7	11	24	58	WZB
1984	7	10	27	56	WZB
1986	6	23	29	42	Allensbach
1988	5	9	30	56	WZB

1990		10		11		25		54	WZB
1991	4	7	11	12	11	15	71	65	EMNID
1995	5	6	7	8	14	10	74	75	Selbstrating
	5	4	15	10	24	31	56	55	UCLA LS

3.3 Polarisierungs-Effekte

Daß es seit den 70er Jahren kaum Veränderungen in der allgemeinen Einsamkeitsbelastung gegeben hat, läßt sich sowohl mit dem Ambivalenz- als auch mit dem Polarisierungs-Modell vereinbaren. Zusammenhänge zwischen Schulbildung, Beruf, Einkommen, Alter oder anderen Indikatoren sozialer Privilegierung einerseits und Einsamkeit sowie Isolation andererseits sprechen jedoch für eine Polarisierung (Tabelle 2). Ein mit Einsamkeit und Isolation sehr eng verknüpft soziales Problem ist die Arbeitslosigkeit: Während nur etwa 7 Prozent der Schüler, Studenten und voll Berufstätigen sich manchmal oder oft einsam fühlen, sind es 32 Prozent der Arbeitslosen und 16 Prozent der Rentner und Pensionäre.

Tabelle 2: Isolation und Einsamkeit in Abhängigkeit von Schulbildung (Prozent der Befragten)

höchster Schulabschluß	nur maximal 5 Gesprächspartner gestern	nur maximal 1 enge Freundschaft	manchmal/oft einsam UCLA LS
Volks-/Hauptschule ohne Lehre	12	25	30
Volks-/Hauptschule mit Lehre	5	17	19
weiterführende Schule	2	8	16
Fachabitur Abitur	1	6	13
Fachhochschule, Studium	1	9	15

Um die im Polarisierungs-Modell angesprochene Entwicklungsdynamik nachzuvollziehen, müßte man die Situation einzelner Bevölkerungsgruppen (z.B. geringes Bildungsniveau, Arbeitslosigkeit, Ruhestand) noch im Zeitverlauf betrachten. So ist etwa für Personen im Ruhestand mit hohem Bildungsniveau und überdurchschnittlicher Rente/Pension anzunehmen, daß sie heute sozial aktiver sind und ein ausgefüllteres Leben führen als noch vor 20 Jahren, während die sozioökonomisch benachteiligten, familial orientierten Älteren einem immer höheren Risiko ausgesetzt sind, keine Aufgabe zu finden, sich nutzlos und ausgeschlossen zu fühlen.

4. Deutschland als "Informationsgesellschaft"

Deutschland wird mit Blick auf die Veränderungen im Bereich der Informations- und Kommunikationstechniken (sowie deren wirtschaftlicher und kultureller Tragweite) seit den 60er Jahren oft als *Mediengesellschaft*, *Computergesellschaft* oder *Informationsgesellschaft* etikettiert. Derartige Sprechweisen legen Reifikationen nahe. So sehen es Me-

dienkritiker oftmals wie ein Faktum an, daß wir in einer von "Multimedia" und "Datenautobahnen" geprägten "Informationsgesellschaft" leben, in der Menschen zunehmend mit diversen "Informationen" bzw. mit "Daten(müll)" überschüttet werden, "anstatt" miteinander zu kommunizieren. Dabei wird vernachlässigt, daß viele "neue" Medien zwar eine starke kulturelle Präsenz beanspruchen (z.B. das Internet), aber heute und in absehbarer Zukunft nur von einer Bevölkerungsminderheit genutzt werden. Zudem bestehen nicht nur in der Medienverfügbarkeit, sondern auch in den Nutzungsweisen erhebliche Gruppenunterschiede, die wiederum differentielle Auswirkungen hinsichtlich Einsamkeit und Isolation erwarten lassen.

4.1 Medienausstattung

Voraussetzung für Mediennutzung ist die Ausstattung mit bestimmten *Geräten* und *Anschlüssen* (s. Tabelle 3). Die Diffusion von technischen Geräten in die privaten Haushalte Ost- und Westdeutschlands ist grob in einem Drei-Phasen-Modell zu beschreiben (Sackmann/Weymann 1994: 25ff.): In der *frühtechnischen Phase der Haushaltstechnik* (1920 bis 1958) wurde Strom in die Haushalte gelegt. Er diente vornehmlich dem Betrieb von Lampen und Radios, die Hausarbeit blieb schwere Handarbeit. Dem Radio bzw. "Volksempfänger" kam im Nationalsozialismus die wichtige Funktion der Mobilisierung der Massen zu. Für die mediale Individualkommunikation stand neben der Briefpost nur der Telegraph zur Verfügung, der die Übermittlung von Telegrammen erlaubte. Die Organisation der Hausarbeit änderte sich in der *Phase der Haushalts-Revolution und Ausbreitung* (1959 bis 1981) dramatisch. Ende der 50er Jahre zogen Kühlschrank, Waschmaschine, Staubsauger und diverse Küchengeräte in die Haushalte ein, zudem wurde das Auto populär. Über die 70er und 80er Jahre hinweg waren zwar weitere Innovationen bei den Küchengeräten zu verzeichnen (Gefriergerät, Geschirrspülgerät, Mikrowellenherd etc.), allerdings änderte sich die Organisation der Hausarbeit nicht mehr grundlegend. Im Medienbereich markierte die erfolgreiche Markteinführung des Fernsehgerätes 1960 einen Wendepunkt. Eine Reihe weiterer Unterhaltungsmedien erlebten die erfolgreiche Markteinführung: Plattenspieler 1964, Kassettenrekorder 1973 und Stereoanlage 1977. Als Individualmedium verbreitete sich das Telefon in den West-Haushalten von 10 Prozent 1960 auf 95 Prozent im Jahr 1995.

Tabelle 3: Medienausstattung in Deutschland 1995 (Prozent der Befragten)

	Gesamt	West	Ost
Fernseher	99	99	98
mehrere Fernseher	36	40	25
Videorecorder	54	65	49
Tageszeitung	70	69	76
Telefon	88	95	63
Anrufbeantworter	20	22	15
Telefax	5	6	2
Computer	21	21	21
mehrere Computer	3	3	2
Computernetz	3	4	1

Charakteristisch für die *Informatisierungsphase* (seit 1982) ist die Diffusion von Personalcomputern und anderen digitalen Techniken (z.B. CD-Player, ISDN). Per Computer läßt sich individualisierte, interaktive Unterhaltung (Computerspiel) ebenso realisieren wie Büroarbeit (Textverarbeitung, Tabellenkalkulation). Durch den Anschluß an ein Computernetzwerk kommen Konsum (Teleshopping), Dienstleistungen (Homebanking, Tele-Teaching) und Information (Wetter- und Zugauskunft etc.) sowie neue Formen der Hybridisierung von Individual- und Massenkommunikation hinzu (z.B. elektronische Diskussionsforen). Bei Hybridmedien werden die Inhalte von den Mediennutzerinnen selbst erzeugt und einem dispersen Publikum zugänglich gemacht. Gleichzeitig können die Mediennutzerinnen einander einzeln oder in Gruppen kontaktieren, stellen also kein passives "Publikum" dar, sondern bilden Kommunikationsgemeinschaften. Auffällig für die Informatisierungsphase ist neben dem Auftauchen von Hybridmedien eine starke Erweiterung des Spektrums an Individualmedien: Brief und Telefon werden unter anderem ergänzt durch Anrufbeantworter, Faxgerät, Mobiltelefon und E-Mail. Gleichzeitig wird auch der Massenmedien-Konsum zunehmend individueller gestaltet (z.B. durch Auswahl aus einer größeren Programmvvielfalt, Aufzeichnungen per Videorecorder etc.). Die Diffusion neuer Individual- und Hybridmedien in der Gesamtbevölkerung ist gering und konzentriert sich auf das höhere Bildungsniveau: Vergleicht man die Medienverfügbarkeit von Personen des untersten und des obersten Bildungsniveaus, ergibt sich für das Faxgerät eine Diskrepanz von 1 Prozent zu 10 Prozent, für den Computer von 7 Prozent zu 44 Prozent und beim Computernetz von 0 Prozent zu 10 Prozent.

4.2 Mediennutzung

Stehen Geräte zur Verfügung und ist Bedienungskompetenz zumindest teilweise gegeben, ist je nach Medium die Bandbreite der Nutzungsmöglichkeiten sehr unterschiedlich. Zu den *quantitativen Merkmalen der Mediennutzung* zählen Maße der Dauer, Häufigkeit und Regelmäßigkeit (z.B. wie lange wird ferngesehen, wie oft wird telefoniert; wie regelmäßig ist die Teilnahme an einem elektronischen Diskussionsforum etc.). Es ist davon auszugehen, daß quantitative Nutzungs-Merkmale im Sinne der "Dosierung" die potentiellen Folgen der Mediennutzung beeinflussen. So ist etwa eskapistischer Rückzug aus sozialen Bezügen überhaupt nur dann möglich, wenn (Massen)Medienkonsum einen Großteil der Freizeit beansprucht. Umgekehrt ist Vielnutzung insbesondere bei Individual- und Hybridmedien oftmals gerade die Voraussetzung für soziale Integration: Nur wer regelmäßig die Beiträge eines elektronischen Diskussionsforums liest und selbst Artikel schreibt, kann auf diesem Wege neue Kontakte anknüpfen und subjektiv bedeutungsvolle Beziehungen aufbauen (Döring 1997a).

Da ein und dasselbe Medium sehr unterschiedliche psycho-soziale Funktionen erfüllen kann, ist es notwendig, neben quantitativen auch *qualitative Nutzungs-Merkmale* zu berücksichtigen. So können persönliche Homepages im World-Wide Web beispielsweise die Funktion haben, das institutseigene Informationssystem um organisatorische Hinweise zu vervollständigen (Name, Adresse, Arbeitsgebiet etc. in schlichter Gestaltung), sie können ein Hilfsmittel der wissenschaftlichen Kommunikation sein und die professionelle Identität präsentieren (Vita, Publikationsliste, Forschungsergebnisse etc. in aufwendig-anspruchsvoller Gestaltung) und/oder dem persönlichen Selbstausdruck dienen (Kinderfotos, Hobbies, Interessensgebiete etc. in originell-spielerischer Gestaltung).

Das Zerfalls-Modell tendiert zu der Deutung, daß Medienangebote defizitäre Surrogate für das "wirkliche" Leben sind, die von den Rezipientinnen weitgehend passiv konsumiert werden (*technikdeterministische* Perspektive). Demgegenüber geht das Liberalisierungs-Modell von aktiven, kompetenten Mediennutzerinnen aus, die Medien wie Werkzeuge handhaben und souverän ihren sozialen und sonstigen Bedürfnissen anpassen (*kulturalistische* Perspektive). Daß beide Positionen in ihrer Reinform überspitzt und einseitig sind, ist offensichtlich: Muster der Mediennutzung sind weder durch Medienmerkmale gänzlich "vorprogrammiert", noch durch souveränes Benutzungsverhalten völlig frei gestaltbar, sondern entstehen im Wechselspiel zwischen beiden (*medienökologische* Perspektive). Aus medienökologischer Sicht sind Medien demnach als Umwelten zu sehen, die durch ihre spezifische "Architektur" Optionen und Restriktionen für das Verhalten und Erleben ihrer Nutzerinnen bereithalten und

dementsprechend individuell und kollektiv durch Handeln und Diskurs angeeignet und verändert werden. Dabei wird man sich oftmals medienbedingte Vorteile mit gewissen Nachteilen erkaufen müssen (Ambivalenz); es sei denn, Kontextmerkmale wie Machthierarchien, finanzielle Mittel oder Nutzungskompetenz minimieren diese Nachteile bei gleichzeitigem Erhalt der Vorteile (Polarisierung).

Angeichts der Vielfalt der Nutzungsmöglichkeiten ist (insbesondere bei Individual- und Hybridmedien) nicht pauschal von den Folgen der Mediennutzung auszugehen. Stattdessen ist genau zu differenzieren, wie oft, wie lange und in welcher Weise eine Person oder Personengruppe welche Medien-Angebote zu welchem Zweck nutzt und wie sich dieses Nutzungsmuster in ihre sonstigen medialen und nicht-medialen Alltagsaktivitäten einfügt. Eben diese Differenzierungen werfen jedoch eine Reihe forschungspraktischer Probleme auf, da eine zuverlässige Wiedergabe quantitativer und qualitativer Merkmale eigenen Medienhandelns die Untersuchungsteilnehmer leicht überfordert. Im Unterschied zu den definitionsgemäß öffentlichen Inhalten der Massenmedien sind bei Hybrid- und Individualmedien zudem die Inhalte teilweise oder ganz privat.

4.3 Polarisierungs-Effekte

Gemäß dem Polarisierung-Modell ist damit zu rechnen, daß privilegierte Bevölkerungsgruppen nicht nur auf ein größeres Medienspektrum zugreifen, sondern dieses auch eher aktiv und kommunikativ nutzen (s. Tabelle 4).

Tabelle 4: Mediennutzung in Abhängigkeit von Schulbildung (Prozent der Befragten)

höchster Schulabschluß	mehr als 3 Fernsestunden täglich	keinen Brief geschrieben letzten Monat	kein Telefonat getätigt gestern
Volks-/Hauptschule ohne Lehre	35	68	38
Volks-/Hauptschule mit Lehre	24	65	37
weiterführende Schule	17	48	30
Fachabitur, Abitur	6	37	23
Fachhochschule, Studium	6	32	15

Ob Mediennutzung von positiven oder negativen Emotionen begleitet ist, wird durch Nutzungskompetenz beeinflusst. So finden es nur 5 Prozent aller Deutschen angenehm, auf einen Anrufbeantworter zu sprechen (46 Prozent ist es egal, knapp 50 Prozent finden es unangenehm). Greift man die Gruppe der Anrufbeantworter-Besitzer heraus, so findet

sich aversives Erleben nur noch bei jeder vierten Person, während der Anteil derjenigen, die das Hinterlassen von Botschaften auf Band "angenehm" finden, auf 15 Prozent steigt. Wenn eine Person ihren Anrufbeantworter häufig als Anruf-Filter benutzt (d.h. zunächst das Band laufen läßt, um zu hören, wer anruft, bevor sie den Hörer abnimmt), ist die Wahrscheinlichkeit noch größer, daß sie selbst das Hinterlassen von Botschaften angenehm findet (30 Prozent). Dieses Muster der Individualmediennutzung hat nichts mit Kontaktvermeidung zu tun, denn Personen, die anderen gerne auf Band sprechen und ihre Anrufe filtern, telefonieren insgesamt mehr, haben mehr soziale Beziehungen und fühlen sich weniger einsam. Individual- und Hybridmedien-Nutzung ist somit eher als Indikator guter sozialer Integration zu betrachten denn als Einsamkeitsursache.

Was ist jedoch mit den ohnehin kontaktärmeren, unter anderem hinsichtlich Alter, Bildung, Einkommen unterprivilegierten Medien-Abstinenten? Für sie können mangelnde Medienverfügbarkeit und Nutzungs-Kompetenz das Isolationsrisiko erhöhen, speziell wenn sie mit Nutzern zusammentreffen (z.B. weil die eigenen Kinder, Freundinnen oder Lebenspartner sich plötzlich einen Anrufbeantworter oder Computernetz-Anschluß zulegen). Während der Anrufbeantworter es beispielsweise der Studentin erleichtert, trotz zahlreicher außerhäuslicher Aktivitäten regelmäßige Kontakte und Treffen im Bekannten- und Freundeskreis zu organisieren, mögen ihre Eltern das ungewohnte Medium als "abweisend" und kommunikationszerstörend wahrnehmen. Obwohl Personen, die täglich oder mehrmals wöchentlich in ihrer Freizeit den Computer einschalten, sich hinsichtlich sozialer Isolation und Einsamkeit nicht von den Wenig- und Nicht-Nutzern unterscheiden, werden sie mehrheitlich (80 Prozent) von ihrem sozialen Umfeld ermahnt, nicht so viel am Computer zu sitzen. 10 Prozent der Ostdeutschen und 15 Prozent der Westdeutschen geben an, mittel oder stark unter der intensiven Mediennutzung (Fernseher, Computer) ihrer Angehörigen zu leiden. Medien sind eben unter anderem ein Kristallisationspunkt sozialer Konflikte (insbesondere auch zwischen Generationen und Geschlechtern).

5. Diskussion

"Jeder kann mit jedem kommunizieren, aber man hat sich nichts mehr zu sagen." Solche griffigen Formeln suggerieren, daß in unserer "Informationsgesellschaft" mediale Kommunikation ein ubiquitäres Phänomen sei, das unmittelbares zwischenmenschliches Zusammensein ersetze. Dabei wird unterschlagen, daß die meisten neuen Medien (Computernetz, Telefax etc.) nur einer privilegierten Bevölkerungsminderheit zur Verfügung stehen. Selbst auf Telefonate müssen knapp 25 Prozent der Deutschen häufig oder gelegentlich aus Kostengründen verzichten. Das durch E-Mail angeblich verdrängte Briefeschreiben spielt im Medienalltag großer Bevölkerungsgruppen immer schon eine mar-

ginale Rolle. Hybridmedien, die nach Ansicht von Befürwortern "globale Kommunikation" und nach Auffassung von Kritikern "Pseudo-Kommunikation" herstellen, können nur insofern auf soziale Interaktionen Einfluß nehmen, als die differenzierten Nutzeraktivitäten es ermöglichen (Döring 1997b). Weder kann noch will jede mit jeder kommunizieren.

Viele Statements der Medienkritik setzen nicht am konkreten Mediennutzungsverhalten, sondern an den Visionen und Metaphern der Technikbefürworter an. So bleibt man mit dem Verdacht, "Datenreisende" würden beim rasanten "Surfen" auf den "Datenautobahnen" alle lokalen Bindungen verlieren und zunehmender Heimatlosigkeit und Einsamkeit ausgesetzt sein, zwar metaphorisch (halbwegs) im Bilde, läßt aber völlig außer acht, daß Netznutzung oftmals wenig mit der "Jagd nach Informationen", sondern vielmehr mit zwischenmenschlichen Kontakten, sozialen Beziehungen und dem "Heimisch-Werden" in sozialen Gemeinschaften zu tun hat (Döring, 1997a). Soll der Einsatz von Kommunikationsmedien sozialverträglich gestaltet werden, müssen wir uns fragen, wie Ausgrenzung und Konflikte zwischen Medien-Nutzern und Medien-Abstinenten zu verhindern sind (z.B. über seriöse Berichterstattung in den Massenmedien, Einführungskurse an allgemeinbildenden Schulen und Volkshochschulen sowie bezahlbare Telekommunikationstarife). Zudem ist zu bedenken, daß Einsamkeitsgefühle ebenso wenig durch mediale Kontakte ausgelöst werden, wie sie durch Face-to-Face-Begegnungen verschwinden. Manche Leute lieben, andere fürchten unangekündigte Besuche; manche telefonieren gerne stundenlang, andere schwören auf Anrufbeantworter; einige legen auf handschriftliche Briefe, andere auf regelmäßige E-Mails großen Wert. Damit soziale Beziehungen "funktionieren", kommt es unter anderem darauf an, Medienwahlen zu thematisieren und Kontakte gemäß den Medienpräferenzen der beteiligten Personen zu gestalten.

Korrespondenzadresse

*Nicola Döring
Technische Universität Berlin
Institut für Psychologie; Sekr. DO303
Dovestraße 1-5
10587 Berlin*

Anmerkungen

1) Diese und die im folgenden referierten Ergebnisse stammen (sofern keine anderen Quellen genannt werden) aus einer im Oktober 1995 von EMNID durchgeführten reprä-

sentativen Bevölkerungsumfrage in Ost- (n=537) und Westdeutschland (n=1026). Ich danke EMNID für die Schenkung von 15 Minuten Interviewzeit.

2) Um zu verhindern, daß in den beim Lesen generierten mentalen Modellen nur männliche Akteure vorkommen, verwende ich Maskulina und Feminina gleichermaßen als geschlechtsübergreifende Gattungsbegriffe.

3) Es ist zu beachten, daß nicht mit identisch formulierten Selbstratings und Antwortkategorien gearbeitet wurde: "Fühlen Sie sich manchmal *einsam*, sehr allein?" - häufig/ manchmal/ selten/ nie (Allensbach), "Ich fühle mich oft *einsam*." - stimmt ganz und gar/ stimmt eher/ stimmt eher nicht/ stimmt ganz und gar nicht (WZB), "Fühlen Sie sich sehr oft, oft oder manchmal *einsam*? Oder haben Sie dieses Gefühl nur selten oder nie?" (EMNID). Tabelle 1 vernachlässigt diese Differenzen zugunsten einer einheitlichen Darstellung.

Literatur

Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.), 1994: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Diewald, M., 1991: Soziale Beziehungen: Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken. Berlin: Edition Sigma.

Döring, N., 1996a: Soziale Netze + Computernetze = Glückliche Verbindungen? Forum Medienethik 2: 45-51.

Döring, N., 1996b: Führen Computernetze in die Vereinsamung? Öffentliche Diskussion und empirische Daten. Gruppendynamik 27 (3): 289-308.

Döring, N., 1997a: Identitäten, Beziehungen und Gemeinschaften im Internet. Kap. 13 in: B. Batinić (Hrsg.), Internet für Psychologen. Göttingen: Hogrefe.

Döring, N., 1997b: Kommunikation im Internet: Neun theoretische Ansätze. Kap. 12 in: B. Batinić (Hrsg.), Internet für Psychologen. Göttingen: Hogrefe.

Döring, N./Bortz, J., 1993a: Psychometrische Einsamkeitsforschung: Deutsche Neukonstruktion der UCLA Loneliness Scale. Diagnostica 39: 224-239.

Döring, N./Bortz, J., 1993b: Einsamkeit in Ost- und Westdeutschland. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 45: 507-527.

Elbing, E., 1991: Einsamkeit. Psychologische Konzepte, Forschungsbefunde und Treatmentansätze. Göttingen: Hogrefe.

EMNID, 1992: Einsamkeit. Umfrage & Analyse 1/2: 79-105.

Eurich, C., 1983: Das verkabelte Leben. Reinbek: Rowohlt.

Gensicke, T., 1994: Wertewandel und Familie. Auf dem Weg zu "egoistischem" oder "kooperativem" Individualismus? Aus Politik und Zeitgeschehen B 29-30: 36-47.